

## XXXIII. CAPITEL.

### Annagasse, Obere und Untere (neu Mollardgasse):



Wenn wir heute unserer Jugend erzählen wollten, dass noch vor ungefähr 30 Jahren die jetzige Mollardgasse mit ihren stolzen Zinsburgen einem gemüthlichen Garten glich, durch den mittendurch ein wasserreicher Bach floss, der drei grosse Mühlen trieb, und an dessen Ufer zu beiden Seiten kleine Häuser standen, deren Eigenthümer sich das Wasser zu Nutz machten, weil sie fast ausschliesslich „Färber“ und „Bleicher“ waren: so würde es Niemand glauben, denn der Bach und die drei Mühlen sind bis auf die letzte Spur verschwunden, ebenso die Häuser und Besitzer sammt ihren Färbereien und Bleichereien; und dennoch ist es vollkommen wahr, dass hier ein wasserreiches Fabriksviertel bestand, und dass die älteren Wiener sich gewiss noch gut erinnern werden, wie in der Nähe der Gumpendorfer- (oder kleinen) Linie durch den Wallgraben zwischen dem Hause Nr. 88 (heute Amerlinghaus) und Nr. 90 (alt 172) ein Seitenarm des Wienflusses (der alte Mühlbach) hereinfloss und daselbst die Mollard-Mühle trieb, der Obern und Untern Annagasse entlang floss, und in seinem weiteren Laufe auch die „Dominikaner-Mühle“, und weiter unten die „Dorotheer-Mühle“ in Bewegung setzte, und sich sodann unmittelbar nach seinem Austritte aus der letztgenannten Mühle, in der Nähe der ehemaligen „Stärkmacher“ (heutige Pilgram-) Brücke wieder in den Wienfluss ergoss.

Zur Erinnerung an die Mollard-Mühle wurden die Obere und Untere Annagasse Mollardgasse genannt, und eine Seitengasse der Obern Annagasse „Dominikanergasse“, und jene, die direct in die Gumpendorfergasse führt, „Dorotheergasse“ genannt; weil aber die Dorotheer-Mühle zuletzt ein gewisser Carl Hof besass, so nannte man diese Mühle auch kurzweg die „Hofmühl“, und verwandelte den Namen Dorotheergasse in „Hofmühlgasse“.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die Annagasse wurde noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts „Neuegasse“ genannt, dann aber nach einem alten Wirthshausschilde („zum Annaberg“) in „Annagasse“ umgetauft. Weil aber der Weg von der sogenannten Steinernen Brücke (heute Nevillebrücke) aus, die Strasse in eine Obere und eine Untere theilte, so wurde jener Theil gegen die Mollard-Mühle zu, „Obere Annagasse“, und der andere Theil hinab gegen die Dorotheer-Mühle, „Untere Annagasse“ genannt, bis endlich in den Vierziger Jahren, beide Benennungen unter dem gemeinsamen Namen „Mollardgasse“ zusammengefasst wurden. Zum Beweise, dass noch in den Zwanziger und Dreissiger Jahren in dieser Gasse der Hauptsitz der Wiener Färber und Kunstfärber, sowie der Bleicher sich befand, dient das damalige Grundbuch, welches fast ausschliesslich nur Färber und Bleicher als Hauseigenthümer und Fabriksbesitzer ausweist.

So z. B. war noch in den Dreissiger Jahren der Seidenfärber Frankl Ludwig der Besitzer des Hauses Nr. 13 (alt 94); der Kunstbleicher und Appretirer Michael Edlinger der Hausherr von Nr. 15 (alt 95); der Kunstfärber Franz Schneider Besitzer von Nr. 17 (alt 96); Seidenfärber Johann Macht von Nr. 18 (alt 90); Kunstfärber Carl Zenker von Nr. 25 (alt 100); Kunstfärber Adolf Stottinger von Nr. 27 (alt 101); Kunstbleicher Johann Hofbauer von Nr. 31 (alt 103); Kunstbleicher Johann Förster von Nr. 32 (alt 86); der Färbermeister Franz Swoboda von Nr. 33 (alt 104); die Seidenfärbers-Witwe Katharina Salzer von Nr. 41 (alt 108), welche nach dem Tode ihres Mannes, noch lange das Geschäft fortführte; Kunstbleicher Michael Steininger von Nr. 50 (alt 137); Schönfärber Laurenz Clauser von Nr. 51 (alt 113); Färbermeister Wilhelm Welker von Nr. 52 (alt 136); Färber Karl Schöller von Nr. 54 (alt 135); Seidenfärber Johann Battisti von Nr. 58 (alt 133); Färbermeister Karl Speck von Nr. 65 (alt 142); Kunstbleicher Anton Binder von Nr. 69 (alt 144); Kunstbleicher Josef Anibas von Nr. 75 (alt 147); Seidenfärber Valentin Salvatera von Nr. 77 (alt 148); und Kunstbleicher Josef Dopner von Nr. 79 (alt 149).

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die in Rede stehende Dorotheer-Mühle identisch war mit der alten schon im XV. Jahrhundert genannten „*Permans-Mühle*“, weil aus pfarrämtlichen Urkunden hervorgeht, dass *Hans Perman* ein Wiener Bürger, diese „Stampfmühle“ an *Hermann von Uteldorf*, und dieser im Jahre 1419 dieselbe an *Hermann Zehl* verkaufte, worauf dann 14 Jahre später das *Chorherrnstift St. Dorotheer* sie käuflich an sich brachte, die *Perman-Mühle* aber, von da an, *Dorotheer-Mühle* genannt, und als Mahlmühle benützt wurde.<sup>1)</sup>

Zuletzt erkaufte am 27. September 1786 der Wiener Stadtmagistrat das Grundrecht über die Dorotheer-Mühle und gab selbe fortan Privatleuten in Pacht. Der letzte Müllermeister hiess *Josef Tausch*, und der letzte Mühlenbesitzer *Carl Hof*, von dem die Mühle den Namen „*Hofmühle*“ erhielt. Nach dem Auflassen des Mühlbaches wurde auch die Mühle eingestellt und der Grund auf Baustellen parcellirt. An die Stelle der Dorotheer-Mühle wurden fünf Häuser erbaut, und zwar im Jahre 1882 das Haus Nr. 12 in der Mollardgasse (alt Nr. 40), im Jahre 1882 das Haus in der Hofmühlgasse Nr. 7, identisch mit Thurnburggasse 4 und im Jahre 1883 das Haus in der Hofmühlgasse 7A, ferner im Jahre 1875 das Haus in der Mollardgasse 12A und im Jahre 1882 das Haus in der Mollardgasse 12B; sämtliche in der alten Conscriptions-Nummer 40 inbegriffenen Häuser sind Eigenthum der Wiener Baugesellschaft. — Die historisch-merkwürdigsten Häuser in der heutigen Mollardgasse sind folgende:

#### Das Gratzl'sche Haus Nr. 89 (neu 20).

Es hat seinen Namen von dem ehemaligen Besitzer der Seiden- und Baumwollwaaren-Fabrik, *J. M. Gratzl* und ist das einzige Haus, von dem noch eine Abbildung mit dem alten Mühlbach aufgefunden werden konnte und das uns einen beiläufigen Begriff von der Physiognomie dieser „*Industriestrasse*“ gibt. Ich lege hier ein interessantes Bild dieses Hauses *sub Figur 123* bei <sup>2)</sup>.

#### Das grosse Hanswursthaus Nr. 87 (neu 30).

*Josef Anton Stranitzky* war nicht blos ein Possenreisser und gemeiner Lustigmacher der Wiener, den sie allgemein den „*Hanswurst*“ nannten, sondern auch ein berechnender Speculant, ein feiner Kopf, der sich so viel Geld erwirtschaftete, dass er endlich im Jahre 1725 das obige Haus erkaufen konnte. Seine „*Marionettenbude*“ auf der Freieung in der Stadt, dann seine improvisirten Comödien, zu denen er sich selbst den Text schrieb, sowie auch seine beliebten schriftstellerischen Arbeiten, die er in Druck erscheinen liess und die stets reissenden Absatz

<sup>1)</sup> Eine im ehemaligen Archiv des Dorotheer-Chorherrnstifts befindliche Urkunde sagt deutlich: „Daß ein gewisser *Hans Perman* eine an der Grenzmark Gumpendorfs am Wienflusse gelegene Stampfmühle (vulgo *Perman's Mühle*) sammt Weingärten und anderen Zugehör um 20 Pfund Wiener Pfennige an *Hermann v. Uteldorf* verkaufte, von welchem diese dann im Jahre 1419 an *Hermann Zehl* (städtischer Kämmerer) um 280 Pfund Wiener Pfennige und 4 Goldgulden überging, Letzterer aber schon im Jahre 1433 selbe Mühle an das „*Chorherrenstift St. Dorothee*“ verkaufte“.

<sup>2)</sup> Das Bild ist dem gräflich Vasquez'schen Randvignetten entnommen und datirt aus dem Jahre 1828. Das Haus ist von der rückwärtigen Seite (Gartenseite) aufgenommen, weil nur von dieser Seite der Mühlbach sichtbar ist. Er floss bei dem Hause, Mollardgasse 28 (alt 88) und 26 (alt 65) vorbei, durch das Haus 24 (alt 64), durch den Gratzl'schen Hausgarten, zwischen mehreren Feldern und Gärten in die Dorotheermühle. Wir sehen hier den *J. M. Gratzl'schen Garten* und zwischen zwei Baumalleen den alten Mühlbach durchfließen; rechts im Bilde eine kleine Capelle des heil. *Johannes*, links eine Schwemme und rückwärts eine Trockenbleiche wie sie damals zum Fabriksbetriebe aufgerichtet zu werden pflegten.

fanden, machten ihn zum wohlhabenden, ja sogar reichen Mann. Ich will hier nur an eine einzige seiner Schriften erinnern, die bei den Wienern besonderen Beifall fand, z. B. an die „Olla potrida“, welche mehrere einzelne Scenen aus seinen improvisirten Comödien mit besonders lustigen Bemerkungen und eingestreuten Witzten enthielt. Schön der Titel dieser Schrift war höchst originell und lässt auf einen vielversprechenden Inhalt schliessen.

Er lautet wörtlich:

„Olla potrida des durchgetriebenen Fuchsmundi, worin lustige Gespräche, angenehme Begebenheiten, artige Ränke und Schwänke, kurzweilige Sticheiden, politische Nasenstüber, subtile Verirrungen, spindisirte Fragen, spitzfindige Antworten, curiose Gedanken und kurzweilige Historien,



Figur 123.

Das Gratzl'sche Haus Mollardgasse 20.

satyrische Puff zum lächerlichen, doch honetten Zeitvertreib, sich in der Menge befinden. An's Licht gegeben, von Schalk Terrä, als des obbesagten ältesten hinterlassenen, resp. Stiefbruders, Veters Sohn. In dem Jahre, da Fuchsmundi feil war 1722.<sup>1)</sup>“

<sup>1)</sup> Dieses curiose und höchst seltene Büchlein erschien in Wien 1722 in Octav, und der gelehrte Nikolai erwähnt im 4. Band seiner berühmten Reisebeschreibung (Seite 566) diese Druckschrift. Von ihr existirte noch eine zweite Ausgabe aus dem Jahre 1728, gleichfalls in Octav 524 Seiten stark, und führte den Titel: „Der kurzweilige Satyricus, welcher die Sitten der heutigen Welt auf eine lächerliche Art (!) durch allerhand lustige Gespräche und curiose Gedanken in eine angenehme Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi, zur vergnügten Gemüthsergögligkeit vor Augen gestellt. An das Licht gegeben von einem lebendigen Menschen. Cosmopoli auf Kosten der Societät.“

Man würde sehr Unrecht haben, zu glauben, dass Stranitzky der Possenreisser der Wiener, weil er auf den Brettern einen Hanswurst, einen gemeinen Gauch vorstellte, auch im gewöhnlichen Leben deshalb ordinär und gemein gewesen war; im Gegentheil, diejenigen, die ihn kannten und näher mit ihm zu thun hatten, rühmten ihn und erzählten von ihm, dass er ein Mann von feiner Sitte und höflichen Umgangsformen war. Er studirte das Gymnasium zu Breslau, war bei den Jesuiten, seiner munteren Laune wegen, wohl gelitten, und sie gestatteten ihm den freien Eintritt in ihre Comödien; es wurde im sogar die Auszeichnung zu Theil, dass ihn der Rector Franz auf seine Kosten an der Leipziger Universität studiren liess.

Hier schloss er sich der **Veltheim'schen Comödianten-Truppe** an, und ging nachher mit einem italienischen Grafen auf Reisen. In Italien zogen ihn die Charakterfiguren der Pantomime mächtig an, der italienische Lustigmacher „**Harlekin mit der Peitsche**“ gefiel ihm besonders und diente ihm später auch bei seinen Theaterstücken als Mustervorbild. Als er nach 2 Jahren in ziemlich mittelmässigen Verhältnissen nach Deutschland zurückkehrte, begab er sich abermals unter eine Histrionen-Truppe, zog mit dieser nach Salzburg und kam endlich in das so lebenslustige Wien, wo er den eigentlichen Boden für seine heiteren Einfälle und Witze fand und seine improvisirten Comödien schrieb. Er erfand hier den ersten „**Wiener Hanswurst**“ und wählte sich hierzu das Costüm eines Tiroler Bauers mit grünem Hut und grüner Jacke und auch die triviale Sprache und die derben Manieren eines Bauers, wie auch dementsprechend die groben Witze und Wortspiele und sonstigen lustigen Einfälle. Er trat zum ersten Male im Jahre 1708 am Neuen Markte in der Stadt vor dem „**rothen Dache**“ (jetzt Käsehandlung Wild) in einer elenden Bretterbude auf, die man das „**Hanswurst- oder auch Kreuzertheater**“ nannte, weil Stranitzky seinen improvisirten Comödien den Titel „**Hanswurst**“ gab, und das Entrée nur wenige Kreuzer kostete. Der Erfolg seiner Stücke war ein unerhörter, denn die Wiener hatten damals zu ihrer Zerstreuung nur das einzige italienische Theater und waren bereits durch die zarten Gesänge der weichen Italiener übersättigt, sie sehnten sich nach derberer Kost, und als endlich Stranitzky ihnen seine grobkörnigen Spässe aufstichtete, waren sie förmlich entzückt und erklärten Stranitzky sofort zu ihrem Liebling, denn die einheimische derbe Kost sprach ihrem Wesen und ihrem Verständnisse besser zu, als der weich-süssliche Ernst der fremdländischen Italiener! Stranitzky hatte sonach das Richtige getroffen, das Richtige für seinen Ehrgeiz, wie für seinen Geldbeutel. Der Zudrang zu seinen Comödien war ein unglaublicher; täglich strömten die Wiener zum Neuen Markt, und selbst der Magistrat, durch diesen Erfolg gereizt, entschloss sich schon im Jahre 1708, ein eigenes steinernes Theater zu bauen; es war dies das „**Alte Kärnthnerthor-Theater**“, das nun im Frühjahr 1710 fertig und am 1. Juli desselben Jahres eröffnet wurde.

Mittlerweile entzückte Stranitzky die Wiener immer mehr; schon nach 2 Jahren 1712 wurde ihm die Genugthuung zu Theil, dass die Erbauer des Kärnthnerthor-Theaters sich nur dann einen Erfolg erhoffen konnten, wenn sie Stranitzky dort spielen liessen. Sie boten ihm also den Pacht des Theaters an, den er auch unter günstigen Bedingungen annahm. Stranitzky konnte endlich seine armselige Bretterbude am Neuen Markte verlassen und jetzt auf einer grossen regelrechten Bühne sein Talent ungehindert entfalten. Fast täglich trat er in einem neuen

In dem Jahre da Fuchsmundi feil war.“ Auch ein Buch unter dem Titel: „**Reisebeschreibungen durch Salzburg und andere Länder**“ gab Stranitzky heraus, von dem jedoch nach seinem Tode durch Prehauser eine zweite Auflage im Jahre 1787 veranstaltet wurde. Das Buch war in Octav, hatte 183 Seiten und führte den Titel: „**Der Wienerische Hanswurst oder lustige Reisebeschreibung aus Salzburg in verschiedene Länder**. Herausgegeben von Prehauser.“ Hier erschien später noch ein Anhang unter dem lustigen Titel: „**Anhang oder hawswursthische Träume auf jeden Monat**, eingetheilt von **Johann Wurstio**, gedruckt mit Buchstaben in der typographischen Buchdruckerey im Kalenderjahre Ein tausend sieben hundert und so weiter.“

extemporirten Stücke als „Hanswurst“ auf und täglich erheiterte er mit seiner rosigen Laune die lachlustigen Wiener auf's Neue! Schon nach fünf Jahren (1717) trug ihm die Theaterunternehmung so viel Geld ein, dass er sich in der Stadt ein Haus Nr. 184 (neu 20) am Salzgries um den Kostenbetrag von 50.000 fl. erbauen lassen konnte, worauf nur im Ganzen 8000 fl. lasten blieben. Stranitzky setzte den Theater-Pacht bis zum Jahre 1727 fort und wurde zum reichen Manne, so dass er in diesem Jahre zu dem ebengenannten noch ein zweites Haus in der Mollardgasse 30 (alt 87) kaufen konnte.

Das Haus führte das Schild „zum heiligen Leopold“, wurde aber nach dem Tode Stranitzky's im Volksmunde fortan das „Hanswursthaus“ genannt.<sup>1)</sup>

### Das kleine Hanswursthaus zum heiligen Josef Nr. 107 (neu 39)

hat seinen Namen gleichfalls von Josef Anton Stranitzky, der es im Jahre 1728 an sich brachte und zum Witwensitz seiner Gattin Veronika bestimmte, daher es auch auf ihren Namen geschrieben wurde.<sup>2)</sup>

### Die Dominikaner-Mühle

ist eine der ältesten und geschichtlich merkwürdigsten unter jenen 3 Mühlen, von denen ich bereits sprach; denn noch am Schluss des vorigen Jahrhunderts fand man hier ein bleibendes Denkmal ehemaliger türkischer Barbarei aus dem Jahre 1683. Eine ungefähr 3 Klafter lange Eisenkette, nach Art der alten Feldmessketten, jedoch von stärkerem Eisen geschmiedet, mit 10 daranhängenden massiven Ringen (sogenannten „Fußeisen“), womit die Türken während der Belagerung der Stadt, 1683, die gefangenen Christen zusammenkoppelten und in dieser Mühle festhielten, hing im Hofe an der Mauer in ziemlicher Höhe um die Ecke des Gebäudes ausgebreitet. Als die Türken damals abzogen, vergassen sie auf die 10 Gefangenen, die von den christlichen Soldaten gefunden und befreit wurden. Die Kette aber blieb zum Andenken dort an der Mauer im Hofe hängen und unter der Kette waren zwei Inschriften angebracht, von denen eine noch im Jahre 1777, zu Zeiten Pater Fuhrmann's hier sichtbar blieb. Dieselbe lautete:

„Anno 1683 beim türkischen Einfall verwüstetes Haus, anno 1689 wiederum renovirt“.

In der Nacht vom 29. auf den 30. November 1777 aber gerieth diese Mühle in helle Flammen und brannte sammt allen Scheunen, Stallungen und einigem Vieh völlig ab. Die Eisenkette aber wurde später als Kriegstrophäe ins bürgerliche Zeughaus in die Stadt gebracht und befindet sich gegenwärtig im historischen Museum des neuen Wiener Rathhauses. Dass übrigens die Dominikaner-Mühle identisch mit der alten „Rutter-Mühle“ sei, die bereits im XIV. Jahrhundert hier bestand, geht zur Genüge aus mehrfachen verlässlichen Urkunden hervor.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Nach dem Tode Stranitzky im Jahre 1735 erbten dieses Haus seine Gattin Veronika (vom Volke „Die Hanswurstin“ genannt) und seine sechs noch unmündigen Kinder. Im Jahre 1810 kam Franz Frederici, dann später Wenzel Bachmann und gegenwärtig Wilhelm Bachmann an die Gewähr.

<sup>2)</sup> Nach dem Tode der Veronika Stranitzky ging der Hausbesitz auf ihre 6 Kinder über. Im Jahre 1818 erscheint ein gewisser Bruckner an der Gewähr und später Michael Simon, und dann Carl Kautz, Baumeister. Gegenwärtig ist Frau Anna Annisch die Besitzerin des Hauses.

<sup>3)</sup> Eine Urkunde des Stiftsarchivs der Schotten aus dem Jahre 1485 weist nach, dass der Schottenabt Martin im November 1449 die dem Frauenkloster zu Bulgarn dienstbare Rutter-Mühle in Gumpendorf am Wienflusse von dem Wiener Bürger Raffenberger erkaufte. Und eine Urkunde sagt, dass Hans von Neudegg im XVI. Jahrhundert die Grundherrlichkeit

Zur Erinnerung an die alte Dominikaner-Mühle wurde die in der Nähe befindliche Seitengasse „Dominicanergasse“ benannt, welchen Namen sie noch heute führt.

### Das Haus Nr. 566 (neu 81), identisch mit Moritzgasse 1.

Hier entwickelten sich schon im Jahre 1848 die ersten schüchternen Versuche zur Einführung der später so beliebt gewordenen „Volksküchen“. Die Noth lehrt nicht blos „Betten“, sondern auch „billig essen“. Gerade, während den Stürmen des 48er Jahres, wurde im Volke das Bedürfniss fühlbar, den armen Leuten eine billige Kost zu verabreichen. Es bildete sich ein Verein von wohlhabenden Menschenfreunden, die durch das Zusammenschliessen bedeutender Geldmittel es möglich machten, den Armen eine billige, nahrhafte und schmackhafte Suppe (sogenannte „Rumforder-Suppe“ zu kochen und regelmässig in kleinen Portionen zu verabreichen.

Der Verein nannte sich „Wiener Hilfs-Verein“ und Professor Förster erbaute das Haus. Später im Jahre 1855 wurde diese Anstalt erweitert, indem man aus der einfachen Suppenauskochanstalt eine förmliche Communal-Speise-Anstalt machte und nach dem Muster der schon seit langer Zeit in Deutschland, England und Irland bestandenen Volksküchen die Anstalt zur Bereitung einer vollen Mittagspeisung herrichtete und dieselbe am 2. Jänner 1856 eröffnete. So war denn die praktische Idee zur Gründung einer „ersten Wiener Volksküche“ gegeben, die aber erst zu Ende der Siebzigerjahre bei uns in's Leben trat. Das Haus ist noch heute Eigenthum der Grosscommune Wien.

### Das Schlachthaus Nr. 156 und 157 (neu 83).

Es ist dies ein Werk der Humanität und zugleich des feineren Zartgefühles, eine Schöpfung des ehemaligen Bürgermeisters Ignatz Czapka, Ritter von Winstetten. Während früher das zum Schlachten bestimmte Vieh durch den Wienfluss getrieben werden musste, es dann noch mehrere Strassen der Vorstadt passirte, das Schlachten der Thiere öffentlich, vor den Augen des Publikums geschah, sind jetzt durch die Erbauung eines Schlachthauses alle diese oft unvermeidlichen Unannehmlichkeiten für immer behoben. Das Schlachtvieh braucht nicht mehr durch den Wienfluss, wie früher, getrieben zu werden, es passirt nicht mehr allerlei kleine, kreuz und quer laufende, enge Gässchen, sondern wird auf dem kürzesten Wege, über eine hölzerne ausschliesslich diesem Zwecke gewidmete Brücke nächst der Hundsthurmer Linie ins Schlachthaus getrieben.

Das Schlachten der Thiere geschieht auf die schonendste Weise, in passenden Innenräumen. Das Gebäude wurde im Jahre 1848 als Eigenthum der Commune vom Stadt-Magistrat erbaut und nach drei Jahren am 8. Mai 1851 eröffnet.

In der Mitte des Schlachthauses befindet sich ein starkes eisernes Gitter als Eingangsthor, und in dem Innern ist für einen grossen geräumigen Hof mit wasserreichen über das ganze Gumpendorf besass, und dieses Grundrecht mittels Testament den Dominicanern vermachte, die sodann im Jahre 1621 die Rutter-Mühle käuflich an sich brachten, von welcher Zeit an diese Mühle im Volksmunde Dominicaner-Mühle hiess.

In der Nacht vom 29. auf den 30. November 1777 gerieth die Dominikaner-Mühle in helle Flammen und brannte sammt allen Scheunen, Stallungen und Vieh völlig ab.

Auf dem Grundcomplexe der ehemaligen Dominikaner-Mühle befinden sich seit neuester Zeit 3 Häuser in der Moritzgasse (frühere Mühlgasse), nämlich das Haus Nr. 3 (alt 150a), identisch mit dem Hause in der Gumpendorferstrasse Nr. 127, welches erst im Jahre 1886, sowie das Haus Nr. 5 im Jahre 1887, und endlich das Haus Nr. 7 im Jahre 1887 erbaut wurde.

Bassins gesorgt. Die Länge des Ganzen beträgt 183 Klafter und enthält 4 parallel laufende Tracte, deren Vorderfront zu Stallungen bestimmt ist, während in den inneren Tracten die Schlachtbrücken hergerichtet sind. Die Erbauung des Ganzen belief sich auf 700.000 fl. C.-M. — Es ist noch heute das Eigenthum der Grosscommune Wien.

### Die Mollard-Mühle, Haus Nr. 172 (neu 90) identisch mit Wallgasse 3.

Die **Mollard-Mühle** befindet sich unmittelbar am Walle, durch welchen der Mühlbach geleitet wurde. Sie hat ihren Namen von dem **Grafen Mollard**, der den grössten Theil dieser Gegend besass und dem zu Ehren auch die Annagasse, „**Mollardgasse**“ genannt wurde. **Leopold Graf Ernst Mollard** stand bei der Gumpendorfer-Gemeinde in grossem Ansehen und wurde allgemein verehrt und geliebt, denn er war ein aufopfernder Wohlthäter der Ortsbewohner. Als z. B. im Jahre 1713 die Pest in dieser Gegend wüthete, und viele Menschen dahinraffte, liess er unter die Nothleidenden Getreide, Brod und Fleisch vertheilen; im Jahre 1724 schenkte er der Ortspfarre eine kostbare hölzerne Christus-Statue, welche bei dem kurz vorher erfolgten Brande auf seinem Gute Manswörth, mitten in den Flammen zum Erstaunen aller Leute unversehrt blieb. Er liess den Hauptaltar der Kirche neu herrichten und über demselben diese Statue aufsetzen; und als am 29. Juli 1785 durch den Austritt des Wienflusses, in Folge eines Wolkenbruches, alle am Ufer gelegenen Häuser unterwaschen und theilweise unbrauchbar wurden, besorgte der edle Graf die Renovirung eines grossen Theiles der schadhafte gewordenen Häuser aus eigenen Mitteln.

Mit dem Auflassen des Mühlbaches wurde auch die Mollard-Mühle ausser Betrieb gesetzt und das Haus 172 (neu 90) im Jahre 1802 umgebaut. Die Hauptfäçade mit dem Eingangsthore besteht noch heute unverändert, und das dabei befindliche Miethshaus führt das Schild „zur Mollard-Mühle“.

Schliesslich lege ich hier ein interessantes Bild *sub Fig. 124* auf Seite 372 bei, welches uns die alte Mollard-Mühle mit allen ihren An- und Neben-Bauten versinnlicht, wie dieselbe uns älteren Wienern noch in Erinnerung schwebt.<sup>1)</sup>

Vorstehendes Bild, von Emil Hütter gezeichnet, zeigt uns die Mühle von der Mollardgasse aus, als ein isolirtes, von niederen Mauern umgebenes, am Ende der Gasse stehendes Gebäude. Das Bild datirt aus dem Anfange der Dreissiger Jahre, und ist wegen seiner Umgebung interessant. Zur Linken sehen wir die niederen Häuser nächst der kleinen (Gumpendorfer-)Linie, die heute alle bereits verschwanden, und nun stattlichen Zinshäusern Platz machten.

### Das Amerlinghaus Nr. 173 (neu 88).

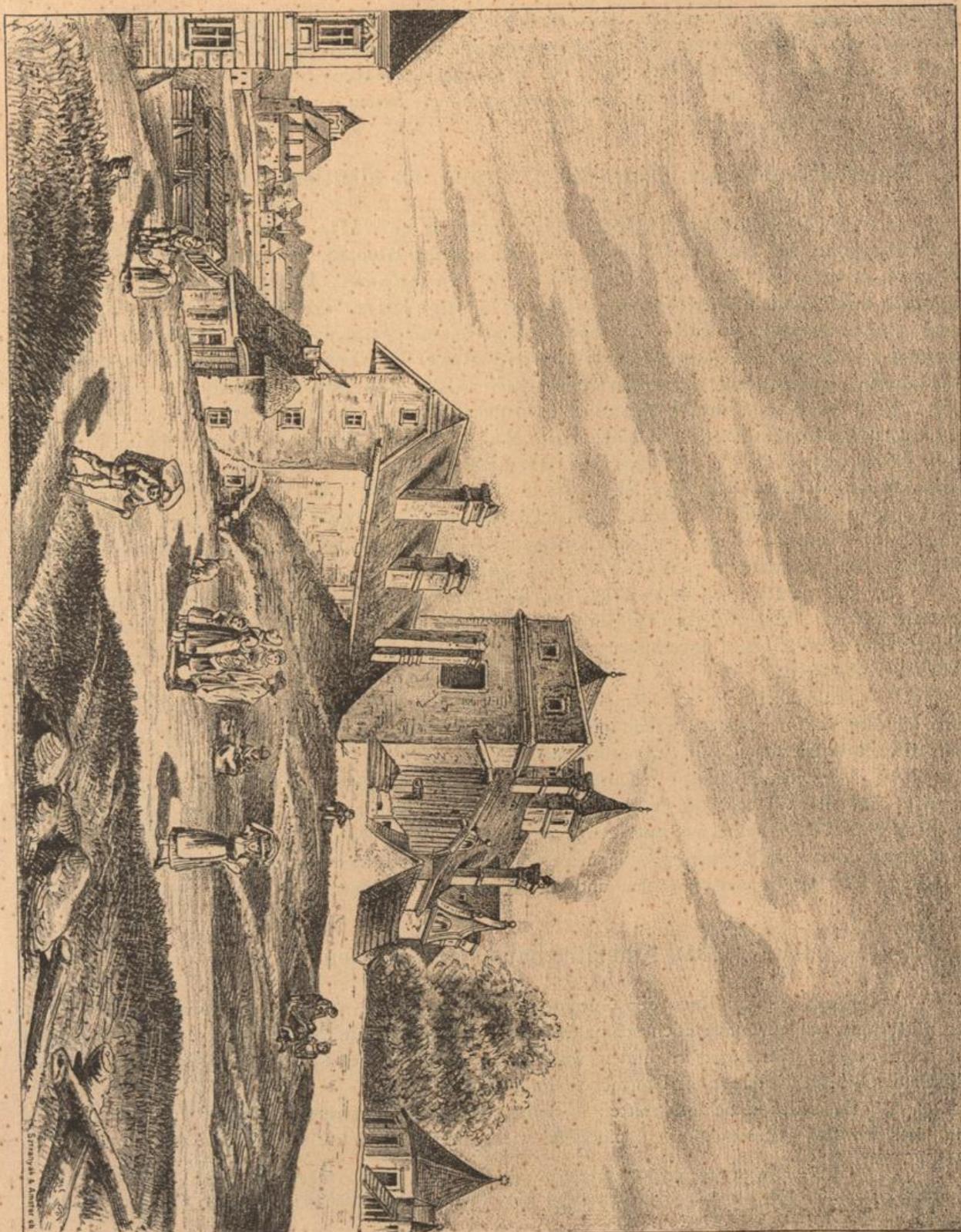
Wenn wir am Ende der Gumpendorferstrasse, nächst der sogenannten „kleinen Linie“, links auf einem ziemlich schmalen, etwas steil aufsteigendem Pfade einbiegen, gelangen wir an eine niedere Gartenmauer, hinter welcher ein alterthümliches ritterburgartiges Gebäude mit Nischen, Giebeln, Erkern und Thürmchen emporragt.

Das seltsame Schloss, mitten in dem prosaischen Häusermeere, muthet uns so befremdend an, dass wir fast glauben könnten, plötzlich, wie durch ein Wunder, auf eine Zauberinsel versetzt zu

<sup>1)</sup> Auf der linken Seite des Bildes zeigt sich auch die Aegydi-Pfarrkirche und rechts das Amerlinghaus, von dem zunächst die Rede sein soll, welches letzteres wir hier mit dessen alterthümlichen Thürmen und Spitzen aus den Wirthschafts-Gebäuden der Mühle emporragen sehen.

Figure 124.

Die Mollard-Mühle (Mollardgasse 90) aus dem Jahre 1830.



sein. Eine gar wunderlich geformte Klingel, an einer schmalen Thür, ladet uns zum Eintreten ein. Schon im Vorhofe begrüßt uns eine längst entschwundene Welt von alterthümlichen Raritäten! Hier sehen wir Ballustraden, abenteuerliche Figuren, eiserne Gitter und steinerne Ritterwappen umherliegen, wie sie einst in alten Burgen und Klöstern die Wände zierten. Treten wir aber in's Haus ein, dann werden wir vollends von der Menge zahlloser Kostbarkeiten überrascht, die hier auf Stiegen, Gängen, Corridoren, in Stuben und Sälen in bunter Reihe zerstreut liegen. Neben einer lebensgrossen Statue von Thorwaldsen (die vielleicht den Werth des ganzen Gebäudes übersteigt) sehen wir einen alten zerbrochenen Krug und neben dem wunderschönen Porträt der Prinzessin Eboli, ein hässliches Fratzenbild aus Japan; alte Schwerter, Rüstungen und Schilder an den Wänden, und die Fenster mit kostbaren Teppichen aus Persien oder Smyrna behangen. In den Winkeln bemerken wir alte Säulenknäufe, phantastische Rauchfässer, Majoliken und allerlei Hausgeräte verflossener Jahrhunderte. — Aber erst wenn sich die uralten holzgeschnitzten Kästen und Schränke öffnen, die einst vielleicht den Schmuck längst verfallener Ritterburgen bildeten, welch' ein Reichthum von Kostbarkeiten kömmt da nicht allenthalben zum Vorschein! Alte Dogenhandschuhe, kostbare Nonnenschleier, goldene Hauben polnischer Jüdinen, Rosenkränze, auf dem heiligen Grabe Christi geweiht, schöngebundene Bücher und Incunabeln, prachtvolle Breviere, alt-venezianische Gläser und Flaschen, kostbare Spitzen und Bänder, originelle und seltsame Stickerereien und Gewänder aller Art. Aber so originell und so seltsam auch das Haus und seine Schätze waren, so originell und seltsam war auch der Mann, der jene Schätze sammelte und dieses reizende Künstlerheim zu schaffen wusste. Es war dies der jüngstverstorbene und gefeierte Künstler, der Nestor der Wiener Malergilde —

### Friedrich Amerling.

Friedrich Amerling war am 14. April 1803 in Wien geboren und feierte im Jahre 1883 sein achtzigstes Geburtsfest. Er war ein Liebling der Götter und die Zeit ging spurlos an ihm vorüber, das Alter hatte zwar sein Haupt mit Schnee bedeckt, aber in seinem Herzen grünte und blühte es, wie ein ewiger Frühling, voll Jugendfrische und Heiterkeit; sein Nacken war zwar gebeugt, aber seine Hand blieb fest und sein Auge klar, er war zwar ein Greis an Jahren, aber ihm blieben die Attribute der Jugend, die uneigennützig Thräne, der uneigennützig Schmerz! Ihm schenkten die Götter die Fähigkeit, selbst im höchsten Alter theilzunehmen an den Freuden und Spielen der Jugend! Aber so wie sein Geist nichts von seiner Lebensfrische einbüsste, so hatte auch seine Malweise nichts von ihrer ursprünglichen Eigenart und Eigenthümlichkeit eingebüsst. Noch im Jahre 1883 vollendete er in seinem Atelier, nebst andern Gemälden, das reizende Bild seiner jugendlichen Gattin, die er, der frischmuthige Künstler, ein Jahr zuvor, in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre heiratete. Den Lohn seines Lebens fand er in seiner überaus glücklichen Häuslichkeit. Noch bis in die letzte Zeit empfing er bei sich Gäste und kam ihnen mit herzwinnender Freundlichkeit entgegen; in der Conversation wusste er durch seine eigenthümliche Weltanschauung und durch seine fröhliche Laune zu fesseln; er liebte es, Alles, was er erzählen wollte, auch mimisch durch Geberden auszudrücken.

Amerling's Biographie habe ich bereits an einer früheren Stelle meines Werkes vorausgeschickt, daher ich mich hier nur noch darauf beschränken will, einige wenige Scenen und interessante Charakterzüge aus seinem Leben zum Besten zu geben, wie sie mir der Meister selbst anlässlich meiner Besuche, persönlich von Zeit zu Zeit erzählte und die meines Wissens

noch nie veröffentlicht wurden. So z. B. theilte er mir mit, dass ihm zu Anfang der Dreissiger Jahre die Auszeichnung zu Theil wurde, den Kaiser Franz I. portraituren zu dürfen. Während des Malens suchte er den ernstblickenden schweigsamen Monarchen durch Gespräche zu beleben. „Verzeihen's Majestät (hub er an), i find, daß sich's für eine Hauptstadt nit recht schickt, daß eine holzerne Brucken über'n Donauarm in d' Leopoldstadt führt. Da g'hört do a steinerne hin“. — Der Kaiser, der ebenfalls gerne im Wiener Dialekte zu reden pflegte, erwiderte ihm schlagfertig: „I was dds längst, nur hab' i für eine solche stonerne Brucken zu wenig Stoaner“ (Steine), welches Wortspiel er durch die übliche Andeutung des Zahlens, durch die Bewegung des Daumens auf dem Zeige- und Mittelfinger deutlich zu machen suchte. <sup>1)</sup>

Als Amerling dem Kaiser, während der Sitzung, den schweren Krönungs-Mantel umhing und bemerkte, wie schwer dieser sei, erwiderte der Kaiser: „Se können Ihrer denken, was i in Frankfurth aus'standen hab', als sie mich mit diesem neunzehn Pfund schweren Mantel den ganzen Tag umerg'schlepp't haben.“

Amerling war der bescheidenste und anspruchloseste Mensch von der Welt, daher er auch von Niemanden angefeindet wurde. Dennoch war ihm ein gewisser edler Künstlerstolz eigen und er wusste stets die Würde seines Standes zu behaupten, besonders wenn es galt, unverdiente Unbilden oder Kränkungen zurückzuweisen. So z. B. überraschte ihn im Jahre 1835, nach dem Tode des Kaiser Franz I., die kaiserliche Witwe Carolina Augusta mit einem Besuche, um ihn zu bitten, das von ihm gemalte Bild des Kaisers wegen des ernststen Gesichtsausdruckes zu mildern und sie sagte: „Sie haben den Monarchen wohl als Regenten, aber nicht als liebevollen freundlichen Vater im Kreise seiner Familie gesehen. Möchten Sie nicht die Güte haben, in diesem Sinne den strengen Ernst des Bildes, namentlich in den Augen, zu mildern?“ Amerling erwiderte (in seinem Künstlerstolze verletzt): „Das kann i nit, Euer Majestät! Erstens kann i keinen Kindsmord an meinem eigenen Kind begehen und für's zweite, hab i ein historisches Porträt g'malt und wann i an Kaiser mal, so stell i mir vor, daß er über das Schicksal von Millionen nachdenkt und da lächelt der Mensch nit!! Ein anderes Mal liess Fürst Metternich, der Allgewaltige, Amerling zu sich rufen, um ihm anzukündigen, dass er sich von ihm im Costume eines Ritters vom goldenen Vliesse in Lebensgrösse malen lassen wolle. Der stolze Fürst empfing ihn in seinem Arbeitszimmer und liess ihn vor sich stehen, ohne ihm einen Sitz anzuweisen und theilte ihm sein Verlangen mit, von ihm porträtirt zu werden, was jedoch im Tone einer zu erweisenden Gnade geschah, und wies dem Künstler eine bereitliegende Mappe vor, die Kupferstiche nach Porträts des berühmten Lawrence enthielt und sagte: „Suchen Sie eine passende Stellung aus und lassen Sie sich dann bei mir melden.“ Amerling liess die Mappe uneröffnet liegen und strafte den aristokratischen Hochmuth damit, dass er sich stumm verbeugte und nicht wieder kam.

Baron Pereira hatte Amerlings Bild: „Die Samaritanerin am Brunnen“ um 2000 fl. von ihm angekauft. Bei einem Besuche des Künstlers liess der Baron einen leisen Tadel über das Bild fallen. Amerling erbat sich das Bild zur Vornahme einer kleinen Correctur. Aber zu Hause angelangt, verwischte er sogleich das Gemälde und sandte das nicht unbedeutende Honorar dem Baron, ohne jede weitere Bemerkung, zurück.

Aber auch an heiteren Scenen war Amerlings Künstlerleben überreich. So z. B. arbeiteten in den Dreissiger Jahren mehrere junge Maler in seinem Atelier. Eines Tages kam auch ein junges Mädchen in Begleitung ihrer schlichtgekleideten Mutter und bat um die Gunst, unter seiner Aufsicht malen zu dürfen. Da die Dame weder Stand noch Namen nannte, kümmerte auch Amerling sich nicht weiter darum. Endlich, nach mehreren Wochen, fragte er die stets anwesende Mutter, die sich

<sup>1)</sup> »Stoaner« (Steine), bedeutet im Wiener Dialekt soviel wie »ein Gulden«, daher der Ausdruck »Stoanreich« gleichbedeutend ist mit sehr vermögend sein, oder wörtlich im obigen Sinne, »reich an Gulden«.

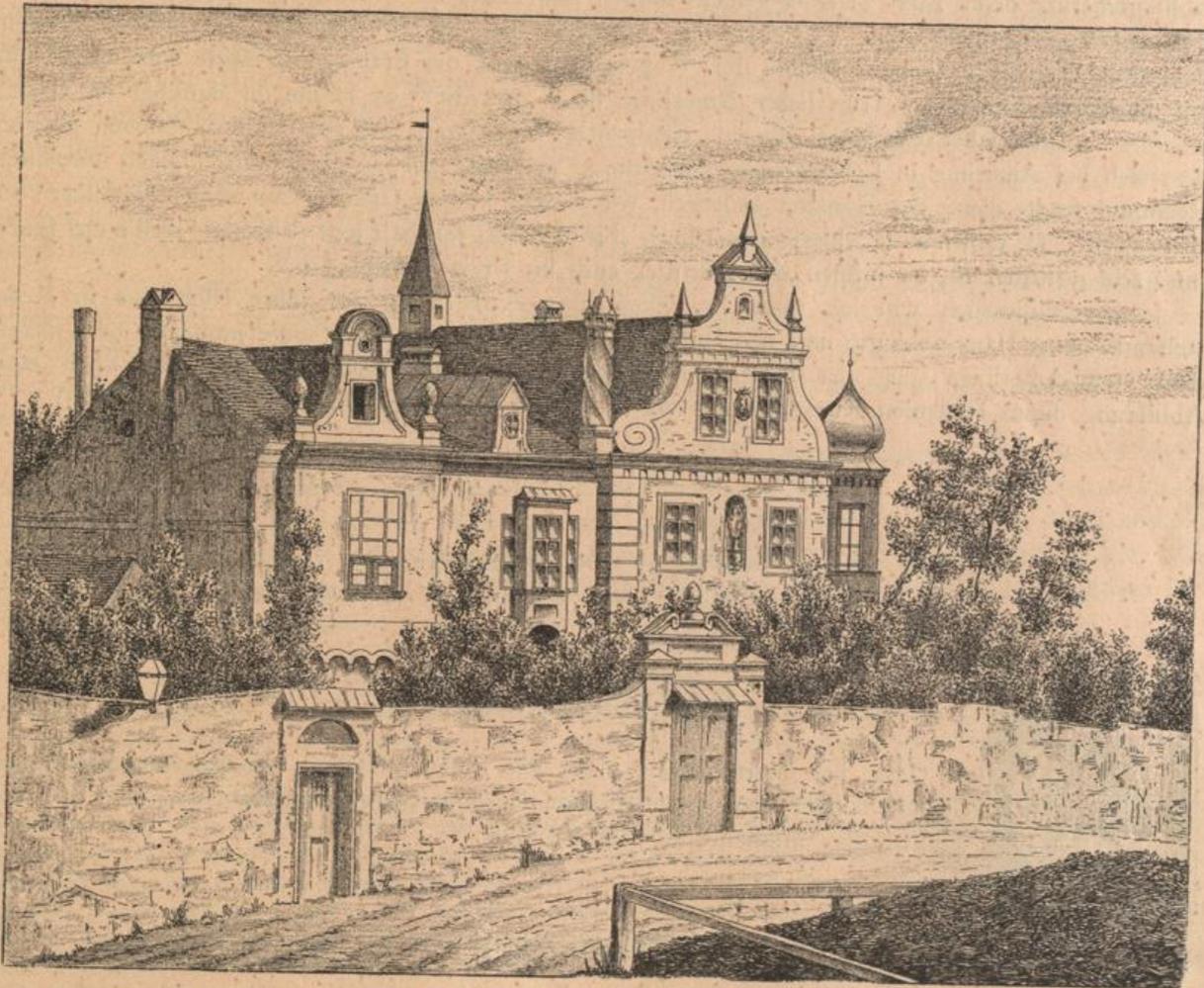
mittlerweile mit Strümpfestricken die Zeit vertrieb, ob sie auch schon in Italien war, was dieselbe in italienischer Sprache bejahte und worauf sich folgendes Gespräch entwickelte:

„Haben Sie vielleicht auch Verwandte dort?“ frug Amerling.

„Ja, einen Sohn.“

„Hat er eine Anstellung im Civil?“

„Nein.“



Figur 125.

Das Amerling-Haus, Mollardgasse 88.

„Also im Militär?“

„Auch nicht.“

„Dann ist er gewiß ein Geistlicher?“

„Nein.“

„Ja zum Teufel Signora! wenn er weder ein Beamter, noch ein Militär, noch ein Geistlicher ist, was ist er denn?“

„König von Italien.“

Amerling stand verblüfft und ungläubig da, die Dame aber lächelte und strickte weiter. Er hatte eben keine Ahnung, dass diess die Fürstin Montleard, die Mutter Carlo Alberto's war.

Erzherzogin Sophie war stets eine gütige Gönnerin Amerling's. Sie besuchte zuweilen sein Atelier und fuhr stets in einem bescheidenen zweispännigen Wagen vor. Einmal entschlüpfte Amerling deshalb die Bemerkung: „Kaiserliche Hoheit, warum fahr'n's denn immer so einfach? Mit sechs Schimmeln und zwei Vorreitern sieht sich's doch ganz anders an; Zwei Pferde passen nicht für die Mutter von an Kaiser!“ Die Erzherzogin lächelte, doch hatte sie sich die Ansicht Amerling's wohl gemerkt, denn nach beiläufig einem halben Jahre kam sie wieder, aber diesmal mit einem Sechsgespann und zwei Vorreitern. Amerling, der die Hofequipage aus seinem Fenster bemerkte, eilte ihr entgegen, öffnete den Wagenschlag und die Erzherzogin sagte schelmisch, ihn auf die Achsel klopfend: „Nun lieber Amerling, ist es so recht?“ er küsste ihr dankbar die Hand.

Ein reicher Börsianer, der als Geldprotze etwas stark auf sein Geld zu pochen pflegte, liess sich bei Amerling in Lebensgrösse porträtiren, weil dies zur Mode gehörte. Nach bezahlter Rechnung fragte dieser den Künstler spöttisch, wie es denn komme, dass er mit seinen Oelbildern so theuer sei? „Ja, wissen's“ (erwiderte Amerling), „die Oelbilder san halt jetzt so theuer, weil's Oel heuer im Preis g'stiegen ist, da müssen wir Künstler auch im Preis aufschlagen.“

Schliesslich will ich noch bemerken, dass Amerling im Jahre 1858 das in Rede stehende obige Haus ankaufte und den Hoftract in seiner ganzen Frontlänge umbauen liess. Nach dem Tode Amerling's ging der Besitz auf dessen Witwe über. Beifolgend lege ich noch eine Abbildung dieses reizenden Künstlerheims aus neuer Zeit *sub Fig. 125* auf Seite 375 bei.<sup>1)</sup>

## XXXIV. CAPITEL.

### Dreihufeisengasse.



Diese Gasse hat ihren Namen, nicht, wie Einige glauben, von ihrer hufeisenartigen Gestalt, sondern von jenem uralten Gebäude „zum Hufeisen“, von dem mehrere denkwürdige Momente zu erzählen sind:

#### Das Haus zu den drei Hufeisen Nr. 12 (neu 13)

gehörte zu den ältesten Gasthäusern der Vorstadt. Der Garten sammt den Nebengebäuden reichte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in die „Rothgasse“ (jetzige Gumpendorferstrasse) und bedeckte die ganze Fläche, auf welcher sich gegenwärtig die Hof-Theatermalerei befindet.

<sup>1)</sup> Das Bild, von Emil Hütter nach der Natur gezeichnet, zeigt uns das Wohnhaus Amerling's und einen Theil des Gartens vom Haupteingange aus. Den Hoftract, den wir hier im Bilde sehen, liess Amerling in seiner jetzigen Gestalt umbauen. Der älteste Hausbesitzer war der Wiener Bürger Heinrich Raab, der das Haus im Jahre 1805 erbaute, derselbe liess auch im Jahre 1815 einen neuen Zubau aufführen, wie er noch heute besteht. Im Jahre 1842 kam Josef Strasser an die Gewähr; im Jahre 1854 die Gebrüder Thonet, die hier eine Dampfmühle errichteten und der letzte Besitzer war seit 1858 Friedrich Amerling.